

**Johannes Mack: Der Baumeister und Architekt Joseph Greissing. Mainfränkischer Barock vor Balthasar Neumann.** Würzburg 2008 (=Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte. VIII. Reihe: Quellen und Darstellungen zur fränkischen Kunstgeschichte, Bd. 16), 797 Seiten.

Mit vorliegendem Band publiziert Johannes Mack seine von der Universität des Saarlands angenommene Dissertation. In den einleitenden Abschnitten breitet der Autor sehr ausgiebig die bisherige Literatur zu Greissing aus und geht dabei mit einigen Autoren scharf zu Gericht. Dies mag, zumindest teilweise, inhaltlich berechtigt sein, etwas weniger Süffisanz hätte der Arbeit aber gut angestanden. Die Darstellung von Greissings Werk ist naheilgenderweise dreiteilig: Dem Aufstieg unter Johann Philipp von Greiffenclau und der Rolle als dessen Hofbaumeister folgt die Tätigkeit für Stifte und Klöster, der sich wiederum die Leistungen für private Auftraggeber anschließen. Man darf davon ausgehen, daß das offensichtliche Bemühen um Vollständigkeit des Werkkatalogs von Erfolg gekrönt war.

Vorliegende Publikation ist nicht das klassische, gerundete Werk eines Emeritus, der das Reindestillat einer lebenslangen Befassung mit Joseph Greissing vorlegt. Es ist die engagierte Schrift eines Doktoranden, der erkannte, daß mit der Ära Greissing und der „Greiffenclau-Zeit“ ein brach liegendes Feld zu beackern war, das reiche Ernte versprach. Und der unter dem unter Motto antrat, seinen Protagonisten an Meister Petrini und an der noch erdrückenderen Person Balthasar Neumanns vorbei vor die Front treten zu lassen. Man muß vermuten, daß sich der Verfasser prinzipiell der Gefahr einer Überhöhung von Greissings Bedeutung als Architekt bewußt war. In einigen Punkten wird Mack seine Thesen aber wohl auch in dieser Hinsicht noch zu verteidigen haben. Das Postulat, Neumann und

seine Ära wären ohne Greissing und sein Werk nicht denkbar, fordert die Exponenten der kunstgeschichtlichen Disziplin zur Diskussion auf. Die Hypothese, Greissing sei faktisch Neumanns Lehrer gewesen, entbehrt definitiver archivalischer Belege. Bei der Zuschreibung von Entwurf und Ausführung der Barockisierung des Schlosses Walkershofen stützt sich Mack auf die Würzburger Hofkammerprotokolle. Tatsächlich ist an den Fundstellen lediglich der Rapport Neumanns zu finden, daß Meister Joseph noch eine Anzahl trockener Bretter in Walkershofen lagere. Bei einer späteren Hofkammersitzung, sechs Tage vor Greissings Tod, wird verfügt, daß ihm diese Materialien zu erstatten seien.

Daß Mack die seinerzeit durch von Freeden allzu schnell vorgenommene Zuschreibung des Zeughäuses auf der Festung Marienberg an Andreas Müller angreift, ist nicht verwunderlich. Daß er aber, vor dem Hintergrund einer ebenso dürftigen Quellenlage, Greissing an dessen Stelle setzt, entbehrt allerdings der Konsequenz. Immerhin ignorierte der Autor den Pferdefuß dieser Zuweisung nicht gänzlich: Die erhebliche fortifikatorische Komponente des Bauwerks, die sich in vollem Umfang nur aus Planunterlagen erschließt, kann nicht auf einen zivilen Baumeister zurückgehen. Mack „lässt“ dieses Problem, man möchte fast sagen, auf journalistische Weise, indem er das Phantom eines auswärtigen Fortifikationsexperten ins Spiel bringt. Bei dem Versuch, Müller gänzlich abzuwerten und ihn als Militär zu apostrophieren, der bestenfalls für „Schützengräben und Erdwälle“ kompetent sei, vergibt der Verfasser, daß „Ingenieur“ in der Barockzeit als das Synonym für Militärbaumeister zu gelten hat und daß überdies Schützengräben zu dieser Zeit unbekannt waren.

Das Verdienst des Autors, der Greissing-Forschung neue Impulse zu geben und sich der Kärrnerarbeit einer breitbasigen und detaillierten Werkübersicht unterzogen zu haben,

bleibt von derlei kritischen Anmerkungen unberührt. Was Greissing angeht, wird man an Mack in Zukunft nicht mehr vorbei kommen. Es wird sicher spannend sein, zu beobachten, ob er das klassische Greissing-Bild, das sich bisher neueren Forschungen gegenüber als resistent erwiesen hat, nachhaltig beeinflussen wird. Die Schriftleitung der Gesellschaft für fränkische Geschichte war sicherlich gut beraten, den Titel in ihre renommierte Schriftenreihen aufzunehmen. Bleibt zu sagen, daß Johannes Mack als Ergänzung seiner Arbeit die Publikation eines Quellenbands zu Greissing vorbereitet.

Wolfgang Bühling

**Andrea Dippel/Matthias Strobel/Kunstvilla im KunstKulturQuartier (Hrsg.): Gerhard Wendland: Das druckgraphische Werk.** Nürnberg 2010 (Verlag für moderne Kunst), ISBN 978-3-86984-044-4, 256 Seiten, Paperback, 39 Euro.

In diesem Jahr jährt sich der Geburtstag des 1910 in Hannover geborenen und 1986 in Nürnberg verstorbenen Künstlers Gerhard Wendland. Dies war Anlaß, ein Werk wiederzuentdecken, das in großen Teilen als Druckgrafik auf uns gekommen ist. Wendland ist einer jener Künstler, die in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts zur abstrakten Kunst fanden – als Teil einer internationalen Avantgarde. 1959 stellte Wendland auf der zweiten „documenta“ aus – ein Höhepunkt in seiner Biographie. Kurz danach kam seine Berufung an die Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, der er bis Ende der 1970er Jahre verbunden blieb.

Beim Blättern in dem jetzt erschienenen Katalog, der vor allem das druckgraphische Werk vorstellt, ist man verblüfft. Immer wieder wechselte Wendland seine künstlerische Handschrift, experimentierte mit Neuer Sachlichkeit, Op-Art, Fauvismus, Expressionismus, spirituellem, exotischem Lyrismus – Paul Klee oder auch Kandinsky nicht unähnlich. Frei war er, Richtungen zu ändern, neue Wege einzuschlagen.

Als Wendland eingeladen wurde, auf der

„documenta II“ drei Werke zu präsentieren, galt er als einer der bedeutsamsten Vertreter der Abstraktion in Deutschland. Sein Werk atmet den Geist der späten Moderne, mal deutet er Figuren an, dann findet er sein Glück in leuchtenden Farbflächen, um sich später dann kosmischen Sujets zu widmen: Am Ende seines Künstlerlebens entstehen Darstellungen von Sonnen und Monden.

Immer wieder wurde kritisiert, Wendland habe zu viel experimentiert, hätte keinen genuinen, eigenen Stil finden können. So bekräftigt diese Feststellung ist, so kann ihr auch widersprochen werden. Denn in seinen immer neuen Drehungen und Wendungen wird die Lust des Künstlers spürbar, Kunst als immer neues, poetisches Erlebnis, als Poesie-Ereger zu begreifen.

Der vorliegende Katalog setzt diese Idee wunderbar um – und bietet nicht nur ein Werkverzeichnis der druckgraphischen Arbeiten, sondern auch lesenswerte Texte über Wendlands Teilnahme an der „documenta II“, über Parallelen zu Paul Klee und die Nürnberger Kunstszenen jener Zeit. Eindrucksvoll sind auch die vielen Photographien zum Leben Wendlands aus dem Nachlaß und die sehr persönlichen Texte ehemaliger Schüler wie z.B. Herbert Achternbusch.

„Er war neben dem Bruder meiner Großmutter mein einziger Lehrer“, so Achternbusch, „er war der beste Lehrer, obwohl er mir nichts zugetraut hat, hat er alles von mir erwartet.“ Der 1941 geborene ehemalige Wendland-Schüler Norbert Pfeiffer resümiert: „Er machte aus dem Lehren eine Kunst.“

Marc Peschke

**Cordula Kappner: „Von Burgpreppach über Auschwitz in das Konzentrationslager Sachsenhausen – Der Weg des Kindes Gerhard Eckmann – Eine Spurensuche“.** 2. überarbeitete u. ergänzte Aufl. Zeil 2009 (Selbstverlag der Autorin), 10,— Euro (Die Dokumentation ist bei der Autorin zuzügl. Porto zu bestellen: Cordula Kappner, Mühlweg 5, 97475 Zeil am Main, Tel. Nr.: 09524/30 35 86).

Im Sommer 2009 gab die frühere Leiterin des Bibliotheks- und Informationszentrums in Haßfurt, Dip. Bibl. Cordula Kappner, die seit ihrer Pensionierung in Zeil/Main wohnt, eine zweite überarbeitete Auflage ihrer Arbeit über den durch die SS ermordeten jüdischen Jungen Gerhard Eckmann heraus. Nach einem kurzen Vorwort stellt sie auf 23 Seiten das kurze Leben des jüdischen Kindes aus dem unterfränkischen Burgpreppach sehr eindrucksvoll dar.

Gerhard Eckmann wurde am 7. August 1929 in Burgpreppach als Sohn des Öländlers Leopold Eckmann und seiner Frau Amalia geboren. Ab April 1935 besuchte er hier bis zum November 1938 die kleine jüdische Volksschule. Nach der Pogromnacht, in deren Verlauf Synagoge und jüdische Geschäfte des Ortes verwüstet und vernichtet worden waren und Vater Eckmann mit weiteren jüdischen Männern verhaftet und später ins Konzentrationslager Dachau verschleppt worden war, entschlossen sich die Eltern des kleinen Gerhard, ihren Sohn zusammen mit anderen jüdischen Kindern im Ausland in Sicherheit zu bringen. So verließ er am 20. Februar 1939 seinen Heimatort mit dem Ziel Brüssel. Hier wartete er in Anderlecht, einem Arbeiterviertel der belgischen Hauptstadt, im jüdischen Kinderheim „Home Sprey“ auf seine Ausreise in die USA, wo er bei Verwandten seiner Mutter unterkommen sollte. Doch der Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien am 10. Mai 1940 machte alle Pläne zunicht. Nun waren die jüdischen Kinder gezwungen, aus Brüssel zu fliehen. Ihr Ziel war das unbesetzte Frankreich. In einer Unterkunft in Seyre in der Nähe von Villefranche-Lorrainais wurden die Flüchtlinge aus Belgien – unter ihnen auch Gerhard Eckmann – untergebracht. Das Heim, eine zweistöckige Scheune, stand unter dem Schutz der „Organisation Secours Suisse aux Enfants“, die zum Schweizer Roten Kreuz gehörte. Im Frühjahr 1941 zogen die Kinder dann in ein auf dem Lande gelegenes verlassenes Schloß bei Foix, das Château de la Hill, um. Einigen Kindern gelang von hier aus die legale Auswanderung in die USA – für die Mehrzahl der Jugendlichen aber machte die judenfeindliche Einstellung der Beamten der amerikanischen

Einwanderungsbehörde diese letzte Rettung zunicht. Am 11. November 1942 wurde die südliche Zone Frankreichs durch deutsche und italienische Truppen besetzt. Die jüdischen Kinder saßen jetzt in der Falle. Gerhards Angehörige in den USA unternahmen alles nur Mögliche, um ihn doch noch zu retten; trotzdem hatten ihre Bemühungen keinen Erfolg. Obwohl alle Formalitäten erledigt und sogar die 523,50 Dollar für die Überfahrt bezahlt waren, scheiterte die Ausreise am Verhalten der Vichy-Regierung, die für nur ein paar Tage den örtlichen Präfekturen die Erteilung der Ausreisebewilligungen entzogen hatte: das Schiff legte ohne Gerhard ab.

Gerhard – mittlerweile war der Vater gestorben und die Mutter in einem Vernichtungslager – wartete in Marseille auf eine weitere Ausreisemöglichkeit. Später war er in Nizza bei der Organisation „Œuvre du Secours aux Enfants“ (OSE) des Rabbi Zalman Schneerson untergebracht. Nachdem auch Nizza von deutschen Truppen besetzt worden war (vorher war es unter italienischer Besatzung), kam Gerhard im April 1943 nach St. Etienne-de-Crossey in das Schloß Du Manoir am See Le Dauphin, in dem der Rabbi elternlose Kinder untergebracht hatte. Hier erlebte er seine letzten glücklichen Tage. Als die Lage im Schloß nach der Kapitulation Italiens immer gefährlicher wurde, teilte der Rabbi im September 1943 die Kinder und Jugendlichen in drei Gruppen auf und brachte sie unter falschem Namen in Weilern um Voiron zwischen Lyon und Grenoble unter. Gerhard Eckmann war mit anderen Kindern in La Martellière bei Voiron im Haus Perrin versteckt. Die Gruppe wurde von einem Nachbarn bei der Gestapo denunziert. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1944 wurden 17 Kinder von der französischen Gestapo verhaftet und in das Gestapoquartier nach Grenoble gebracht. Von hier wurde er – nach einem kurzen Aufenthalt im Durchgangs- und Sammellager Drancy bei Paris – am 16. April 1944 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Da er als „arbeitsfähig“ eingestuft wurde, kam er in die sogenannte „Maurerschule“ der SS im Block 13 a. Da die russische Front immer näher rückte, wurden die 356 Kinder und Jugendlichen der „Maurer-

schule“ am 27. November 1944 in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Von hier aus kam Gerhard Eckmann in das berüchtigte Arbeitslager Lieberose in Jamlitz, das ca. 80 km von Sachsenhausen entfernt war. Hier mußte er bis zu seiner Ermordung durch die SS am 3. oder 4. Februar 1945 Sklavenarbeit beim Straßenbau verrichten. In Jamlitz endete das kurze Leben von Gerhard Eckmann aus Burgpreppach durch Mörderhand.

An der Stelle, an der der Massenmord an den jüdischen KZ-Häftlingen stattfand, wurde am 4. Mai 1971 ein Massengrab mit Toten des Arbeitslagers Lieberose entdeckt: 577 durch Genick- oder Kopfschuß Ermordete wurden exhumiert, eingäschert und in einem Urnengrab auf dem Galgenberg in Lieberose beigesetzt. Am 6. Mai 1973 wurde dann hier ein Mahnmal eingeweiht; seit 1982 ist den Opfern und der Geschichte des jüdischen Arbeitslagers Lieberose in der Nähe des Urnengrabes ein „Museum am Mahnmal“ gewidmet.

Eine Dankesliste an alle, die bei der Konzeption des Werkes geholfen haben, ein kurzes Literaturverzeichnis, eine Archivaufstellung, ein Nachwort zur 1. Auflage sowie eine 30seitige Sammlung von Kopien der wichtigsten Dokumente über Leben und Sterben des Kindes Gerhard Eckmann runden die Arbeit ab.

Hätte sich Cordula Kappner nicht der Geschichte Gerhard Eckmanns aus Burgpreppach angenommen und hätte sie nicht unglaublich viel Kraft, Mühe, Ausdauer und Zeit auf die umfangreichen Recherchen verwendet, wer – außer ganz wenigen Verwandten – hätte noch an den kleinen Jungen aus Unterfranken gedacht? Durch ihre wertvolle Arbeit hat sie das traurige Schicksal dieses Jungen dem sicheren Vergessen entrissen. Dafür gebührt ihr Anerkennung und großer Dank aller, denen der ehrliche Umgang mit der Geschichte ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

**MESUSA 7: „Der Tag, an dem meine Shoah begann“. Die Geschichte des Baruch Ron.**  
Mühlhausen 2010. (= Spuren Jüdischer Vergangenheit an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach), ISBN 978-3-933623-15-7, 172 S., zahlr. Abb., 15 Euro (Beim Herausgeber zuzügl. Porto zu bestellen: Johann Fleischmann, Richard-Matthes-Str.9, 96172 Mühlhausen, E-mail: Johann.Fleischmann@mesusa.de).

Im März 2010 wurde in einer bewegenden Feierstunde, an der neben den vier Kindern, zwei Neffen und einer Nichte auch zahlreiche Freunde der Hauptperson teilnahmen, die dramatische Lebensgeschichte des als Berthold Rindsberg im Dezember 1924 in Adelsdorf geborenen, heute als Baruch Ron in Yokneam (Israel) lebenden Autors der Öffentlichkeit vorgestellt. Das Werk war ursprünglich in Israel in hebräischer Sprache erschienen, wurde jedoch von Sylvia und Heribert Schmitz ins Deutsche übersetzt und ist jetzt, dank der Bemühungen des Herausgebers Johann Fleischmann vom Arbeitskreis „Jüdische Landgemeinden an Aisch, Aurach, Ebrach und Seebach“ einer breiten deutschsprachigen Leserschaft zugänglich.

Nach einem Vorwort des Herausgebers und Geleitworten von Dr. Christiane Kolbet, Dr. David Wahl (dem Sohn von Baruchs Schwester Rosi), Yoav Ron (dem Sohn von Baruchs Bruder Schlomo) und Mirya (Baruchs Tochter) folgen 76 Seiten, in denen Baruch Ron sein äußerst bewegtes Leben schildert. Diese Arbeit war auf Grund des intensiven Drängens seiner Kinder entstanden.

Nach einer den Leser sehr bewegenden Einführung berichtet der als Berthold Rindsberg geborene Baruch Ron in einem ersten Kapitel über seine Kindheit – über die Wurzeln seiner Familie, die Hochzeit seiner Eltern Felix Feist Rindsberg mit Selma, geb. Stühler, über seine Geschwister Siegfried, Rosi und Rudolf, über seine zunächst unbeschwerlichen Kinderjahre in Adelsdorf und Uehlfeld und ab 1933 über die Zeit ab dem Tag, „an dem meine Shoah begann“ (gemeint ist die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933). In den beiden

nachfolgenden Abschnitten erfährt der Leser sehr viele äußerst interessante und bewegende Einzelheiten über seine Pubertät im Schatten des Antisemitismus und über die Ereignisse, die ihn letztendlich zwangen, sein Elternhaus zu verlassen und in der nächst größeren Stadt Bamberg die Schule zu besuchen. Hier erlebte er nicht nur die „Reichskristallnacht“, von hier aus bemühte er sich auch erfolgreich um die Ausreise für sich und andere Kinder. Auch seine weitere Odyssee – der geheime Aufenthalt in Köln und Hamburg wird sehr eindrucksvoll beschrieben. In einem vierten Teil wird die Situation des inzwischen jugendlichen Juden im Zweiten Weltkrieg einfühlsam aufgezeigt, zunächst wieder das gefährvolle Verweilen in Köln und dann die Flucht nach Dänemark über Berlin. Das nachfolgende fünfte Kapitel beschreibt das Schicksal des jüdischen Flüchtlings in Dänemark: die Akklimatisierung im Lande, das Leben in der Gastfamilie Dr. Nielsen, die mit großer Dankbarkeit empfundene Möglichkeit zur Teilnahme am kulturellen Leben des Landes, die Versuche, seine Familie in Deutschland doch noch zu retten, schließlich die Besetzung des Königreiches durch deutsche Truppen, die erneute Gefahr für Leib und Leben der Flüchtlinge und schließlich die Flucht ins neutrale Schweden. Hier beginnt für Berthold Rindsberg noch einmal ein neues Leben. Darüber berichtet er im sechsten Teil seiner Lebensbeschreibung. Über Stationen im Kinderheim in Falun und auf dem Hof der Familie Wallenberg gelangt er schließlich nach Uppsala, wo er nicht nur die Universität besucht, sondern wo er auch das Ende des Krieges erlebt. Danach beginnt für ihn – so kann man es den nächsten drei Abschnitten entnehmen – sein langer Weg in die Freiheit. Nach Zwischenstationen in Dänemark und Schweden sowie einer erfolgreichen Tätigkeit als begehrter Künstler macht er sich auf die beschwerliche Aliyah (Einwanderung) in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina an Deck des Auswandererschiffes „Haim Arlosoroff“, das jedoch vor der Küste gestoppt wird. Die Einwanderer werden gefangen genommen und in Zypern in Lagern interniert. Auch im Internierungslager ist Baruch Ron wieder als Künstler sehr erfolgreich. Im letzten – dem zehnten Kapitel: „Nestbau in Israel“ – be-

schreibt er sehr eindrucksvoll nicht nur die Akklimatisierung im Land, die Tätigkeiten und Schwierigkeiten im Kibbuz und den Ortswechsel und Aufbau einer neuen glücklichen und zufrieden stellenden Existenz in der Moshawa Yokneam, er berichtet auch über seinen sehr erfolgreichen Auslandsaufenthalt im Iran. In einem Schlußwort stellt er die Verwandten vor, die die Shoah überlebt haben – seinen älteren Bruder Schlomo (Siegfried) in Israel und seine Schwester Rosi in den USA. Ein Epilog – Schluß ohne Ende – und eine Erinnerung an die zahlreichen Familienangehörigen, die in der Schoah dahingerafft wurden – unter ihnen auch seine Mutter Selma Rindsberg s.A. und sein kleiner Bruder Rudolf Rindsberg s.A. – zahlreiche Abbildungen, Erklärungen zu den Fußnoten, ein Photo des Grabsteins seines Vaters Felix Feist Rindsberg s.A. auf dem jüdischen Friedhof in Fürth (auch ein Opfer der Shoah, da er an den Folgen der im KZ Dachau erlittenen Mißhandlungen gestorben ist), Briefe von Mutter Selma an Tochter Rosi, Gedenkseiten von Yad Vashem, zahlreiche Bilder aus den Jahren 1996 und 1998, Dokumente des Arbeitskreises, ein Abbildungsverzeichnis, ein Orts-, Namens- und Begriffsverzeichnis sowie eine Danksagung runden dieses sehr beeindruckende Werk harmonisch ab.

MESUSA 7 ist ein Buch, das in der Tat einmalig ist. Die Lebensbeschreibung von Baruch Ron beeindruckt nicht nur durch die große Klarheit und die schlichte Sprache. Was vor allem Bewunderung hervorruft, ist die sehr große Ehrlichkeit, die diese Vita stets ausstrahlt. Dafür gebührt ihrem Autor höchste Anerkennung und tiefster Dank. Dank gebührt aber auch dem Herausgeber, den Übersetzern und allen, die sich um das Erscheinen dieser einmaligen Dokumentation verdient gemacht haben. Es wäre wünschenswert, wenn dieses Werk einer möglichst breiten Leserschaft zugänglich gemacht werden könnte, vor allem in den Schulen. Es sollte meiner Meinung nach in die Schulbibliotheken aller bayerischen Haupt-, Realschulen und Gymnasien aufgenommen werden.

Israel Schwierz

**Stefan Weinfurter: Eichstätt im Mittelalter. Kloster-Bistum-Fürstentum.** Regensburg (Verlag Friedrich Pustet) u. Eichstätt (Willibaldsverlag) 2010, ISBN 978-3-7917-2273-3 u. ISBN 978-3-9813219-3-7, 271 S., 24,90 Euro.

Wer sich mit der Geschichte Mittelfrankens, insbesondere der Historie der Landkreise Roth, Ansbach und Eichstätt beschäftigt, wird nicht umhin können, sich auch mit der Geschichte des Bistums Eichstätt zu befassen. Stefan Weinfurter, der von 1982 bis 1987 „Professor für Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Bayerns“ an der Katholischen Universität Eichstätt (heute Eichstätt-Ingolstadt) war – er hielt übrigens im Juli 2010 den Festvortrag beim Festakt zur 950-Jahrfeier der Stadt Roth –, veröffentlichte ganz aktuell eine interessante Publikation, die für die mittelalterliche Geschichte unserer Region von großer Bedeutung ist: „Eichstätt im Mittelalter. Kloster-Bistum-Fürstentum“. Das neue Buch stellt einen fundierten Abriß der mittelalterlichen Bistums geschichte dar.

Der Begriff „Mittelalter“ umfaßt den Zeitraum von etwa 500 bis etwa 1500. Im Jahre 740 war in Eichstätt zunächst eine Klostergründung vorgesehen. Dies wird in der Willibald-Vita, die von der Nonne Hugeburc von Heidenheim wohl 778 verfaßt wurde, überliefert. Die Gründung Eichstatts gehört in den Zusammenhang der Bistumsgründungen des angelsächsischen Missionars Bonifatius (gestorben 754/755).

Nach eingehenden Erörterungen, die den Rahmen dieser Buchvorstellung sprengen würden, kommt Stefan Weinfurter zu dem Ergebnis, daß es noch unter Bonifatius ein Bistum Eichstätt gegeben habe, auch wenn sich Willibald selbst nach wie vor mehr als Mönch sah und sich 762 als „*episcopus de monasterio Achistadi*“, als „*Bischof mit Sitz im Kloster Eichstätt*“, dem großen fränkischen Gebetsbund von Attigny angeschlossen hatte.

Zwischen 741 und 748 müssen der „Ur-Nordgau“ und Eichstätt fränkisch geworden sein, schreibt Weinfurter. Der Grenzbereich

der „*parrochia*“ von Eichstätt dürfte nach Osten hin mit großer Wahrscheinlichkeit mit demjenigen der fränkischen Provinz „Nordgau“ übereingestimmt haben.

Ausführlich erörtert der Autor die karolingisch-fränkisch-eichstättischen Verbindungen. Die ottonisch-salische Zeit des 10. und 11. Jahrhunderts bezeichnet er als „*eine Glanzepoch Eichstatts*“. Eindrucksvolles Zeugnis dafür ist heute noch der „*Liber Gundekarii*“, ein prächtig ausgeschmücktes Buch Bischof Gundekars II. von Eichstätt (1057-1075), das zahlreiche kunstvolle Miniaturen, vorwiegend Darstellungen der Eichstätter Bischöfe, enthält. Diesem Buch, das 1071/72 angelegt wurde, wurde von der Forschung große Aufmerksamkeit zuteil. Die Reihe der Bischöfe wurde im „*Gundekarianum*“ immer wieder ergänzt. Die farbigen Miniaturen sind in Weinfurters Publikation alle wiedergegeben.

Im dritten Kapitel geht Stefan Weinfurter auf „Friedrich I. Barbarossa und Eichstätt“ ein. Unter anderem erinnert er an eine Streitsache mit den Grafen von Abenberg. So hatte sich Graf Wolfram II. von Abenberg in seiner Burg zwischen 1110 und 1115 eine „*cellula*“ eingerichtet, die von Abt Reginhard geleitet wurde. Der Sohn Graf Wolframs, Rapoto I., forderte, die Stiftung rückgängig zu machen, da sie ohne seine Zustimmung erfolgt sei.

Im folgenden beleuchtet Weinfurter die Bistumsgeschichte um 1300, eine Zeit, die tief bewegt war von den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Ludwig dem Bayern und Papst Johannes XXII. in Avignon. Im Mittelpunkt der regionalen Geschichte steht die Herrschaft der Grafen von Hirschberg.

Unter Bischof Reinboto begann die Eichstätter Kirche damit, planmäßig Burgen und Befestigungen zu erwerben oder auszubauen und sie zu Mittelpunkten der bischöflichen Herrschaft und Verwaltung zu machen. Reinboto erwarb im Gebiet der unteren Rezat die Burg Wernfels (1284), die Stadt und Burg Abenberg (1296), die befestigte Stadt Spalt (1294) und die Burg Sandskron nördlich von Spalt auf dem Massenberg (1295). Damit wurden die Grundlagen für die Ämter Abenberg und Wernfels-Spalt geschaffen.

Im zweiten Teil des Buches stellt der Autor die „Viten und Verehrung des heiligen Willibald im Mittelalter“ vor. Die erste Lebensbeschreibung Willibalds wurde noch zu seinen Lebzeiten von der Nonne Hugeburc vom Kloster Heidenheim verfaßt. Die zweite Vita schrieb um 895 der Mönch Wolfhard von Herrieden, der ein „Märtyrer- und Heiligenbuch“ verfaßte. Die Vita III entstand im 10. Jahrhundert, ihr Verfasser ging als „Anonymus Haserensis“ in die Annalen ein.

Das umfangreichste Kapitel bildet ein Überblick über Leben und Wirken der Eichstätter Bischöfe. Neben Stefan Weinfurter haben diesen Part die Autoren Helmut Flachenrecker, Monika Fink-Lang, Ernst Reiter und Klaus Kreitmeir verfaßt. Die Reihe der besprochenen Bischöfe geht von den Anfängen im 8. Jahrhundert bis zu Bischof Johann Eu-  
char Schenk von Castell (1685-1697). Im Anhang finden wir die lateinischen Texte, wie sie im „Pontifikale Gundekarianum“ über jeden Bischof niedergeschrieben wurden.

Robert Unterburger

**Klaus Gasseleider: Wanderleben – Aus dem Leben eines Wanderarbeiters im mittleren Europa von 1886 bis 1936. Ein historischer Roman.** Erlangen (Wildleser Verlag) 2009, ISBN 983-3-923611-30-0, 234 S., zahlr. s/w Abb., ca. 20,— Euro.

Der Autor erzählt im vorgelegten Band das fiktive Leben seines Großvaters. Der biographische Roman erstand anhand von Daten, die aus dessen Arbeitsbuch stammen. Im Nachlaß seiner Eltern entdeckte Klaus Gasseleider die Unterlagen, die ihn zu weiteren Nachforschungen veranlaßten. Seinen Großvater hat er nie persönlich kennen gelernt, da dieser bereits nahezu ein Jahrzehnt vor seiner Geburt verstarb.

„Ja, so könnte es gewesen sein“, sagt Gasseleider. Das Wanderleben führt uns in die Zeit des Kaiser- und Königreichs Österreich-Ungarn zurück. Dazu hat der Autor sich intensiv mit dieser Vergangenheit auseinandergesetzt. Es ist die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg mit den umfassenden politischen Verwerfungen in Südost-Europa und dem

wirtschaftlichen Aufschwung, hier stellvertretend mit dem Eisenbahnbau, der für das Schicksal des Großvaters bestimmd war. Gasseleider war auf den Spuren von Franz Zurmann in Slowenien, der Steiermark, Niederösterreich, Südtirol, Wien und weiteren Orten. Das Ergebnis ist eine spannende Lebensgeschichte, die keineswegs einen geraden Verlauf nimmt und oftmals im alltäglichen versanden könnte. Doch dieser „Franc Žurman“ war aus anderem Holz geschnitzt. Geboren wurde er in Bosnien, Nahe Sarajewo. In sehr ärmlichen Verhältnissen hat er eine kurze Kindheit verbracht, elf Jahre in Bosnien, ein weiteres Jahr in der italienischsprachigen Provinz Trient in Südtirol. Von dort stammte sein inzwischen verstorbener Stiefvater, und die fünfköpfige Familie erhoffte sich Hilfe zum Überleben. Die italienische Familie des Stiefvaters und die Behörden am Ort mochten die ‚Croatia‘ aber nicht. Der Zwölfjährige riß aus und ging nach Wien. Dort arbeitete er als Laufbursche, bis sein Arbeitgeber in Konkurs ging.

Es folgen zahlreiche weitere Stationen im damals Österreichischen, dort findet auch noch die Hochzeit und die Familiengründung statt – meist in Begleitung des Eisenbahnbau. Ab 1913 endet das unstete Leben durch die Festanstellung in Schweinfurt bei Höpflinger und Fries. Das war Glück gepaart mit Willen. Franz Zurmann – er hatte seinen Namen eingedeutscht – erkannte die Vorboten des Ersten Weltkriegs und war gleichzeitig von der Einberufung zum Militär bedroht. Das Glück blieb ihm nicht treu, starb er doch bereits im Alter von 50 Jahren an einer verschleppten Blinddarmentzündung.

In Schweinfurt hat Zurmann sich im gewerkschaftlichen Milieu erheblich engagiert. Es war ja auch eine aufstrebende Arbeiterstadt. Er lernte Esperanto, um sich mit Gessinnungsgenossen in ganz Europa austauschen zu können. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten schwand der politische Widerstand auch in Schweinfurt. Die Zurmanns quittierten dies mit Verbitterung, wandten sich von ihrem bisherigen Engagement ab und zogen sich zurück.

Der Enkel Klaus Gasseleider hat seinem Großvater und den einfachen Leuten ein wür-

diges Denkmal gesetzt. Das Buch ist besonders für Leser geeignet, die eine lebendige Schilderung der politischen Alltagsverhältnisse und deren wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen in der Kaiserzeit authentisch geschildert wissen wollen.

Thomas Voit

**Andreas Bode/Georg Drescher/Uwe Müller/Hilla Schütze/Peter Weidisch (Hrsg.): Neuer Korb voll Allerlei – Bücher für Kinder. Ein Gang durch sechs Jahrhunderte.** Neustadt an der Aisch (Verlagsdruckerei Schmidt) 2009 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 23, Museum Otto Schäfer, Ausstellungskatalog Neue Folge 4, Sonderpublikationen des Stadtarchivs Bad Kissingen Band 6), ISBN 978-3-87707-751-1, 259 S., zahlr. a. farb. Abb., 20,— Euro.

Mit dem vorliegenden Buch wird sowohl der Fachmann als auch der Laie eingeladen, in die Welt der Kinder- und Jugendbücher einzutauchen. Es begegnen uns „Die Häschenschule“, „Struwwelpeter“ und „Münchhausen“ ebenso wie die Brüder Grimm. In elf mehr oder weniger chronologischen Kapiteln wird der Inhalt gegliedert. Friedrich Rückerts Kinderreime sind ebenso zu finden wie eine anschauliche Darstellung der politischen Propaganda des Nationalsozialismus.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kinderbüchern ist vergleichsweise jung. Erst etwa ab den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wird diese Art der Literatur professionell erforscht. Zunächst glaubte man, es handle sich um ein überschaubares Forschungs- und Sammlungsgebiet, mußte aber zunehmend erkennen, daß die Tiefe der Bestände größer als erwartet war. Gleichermaßen gilt für den Zeitraum seitdem Kinder- und Jugendbücher produziert werden. War man anfangs der Auffassung spezielle Kinder- und Jugendbücher seien erst im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgekommen,

mußte man feststellen, daß sie seit Beginn des Buchdrucks existieren! Das älteste Ausstellungsstück stammt etwa aus dem Jahr 1476. Im 18. Jahrhundert bildete sich dann die Trennung von Lehrbüchern für den Unterricht und „Kinderbüchern“ in der heutigen Auffassung aus.

Der Band ist der Katalog zu Ausstellungen, die vom 13. März bis 12. Juli 2009 im Museum Otto Schäfer in Schweinfurt und im Alten Rathaus in Bad Kissingen stattfanden. Leihgeber der Ausstellungen waren die Stadtarchive Bad Kissingen und Schweinfurt, das Museum Otto Schäfer in Schweinfurt, die Sammlung Hilla Schütze Bad Kissingen, die Internationale Jugendbibliothek München und die Sammlung Paul Maar Bamberg. Damit sind die Ausstellungen mit einer Fülle exquisiter Exponate bestückt und das begleitende Druckwerk außergewöhnlich. Der Kinderbuchautor Paul Maar („Sams“) ist ein langjähriger und leidenschaftlicher Sammler ebenso wie Hilla Schütze. Die Bibliothek Otto Schäfer beherbergt eine private Büchersammlung von europäischem Rang und kann auch in diesem Zusammenhang mit Ausstellungsstücken glänzen.

Es ist wirklich überraschend was alles aus den Tiefen der Archive an eigentlich Bekanntem auftaucht und vom Leser wiederentdeckt werden darf. Die Einführung von Andreas Bode, der auch die jeweiligen Kapitel erläutert, und je ein Register der verwendeten Literatur und der Illustratoren bilden den Rahmen des Katalogs. Die hervorragende Reproduktion des Textes und der Abbildungen verdienen besondere Erwähnung. Ein lobenswertes Preis-Leistungs-Verhältnis liegt dem Leser in den Händen. Insgesamt ein rascher und verständlicher Zugang zu dem Thema Geschichte des Kinder- und Jugendbuches.

Thomas Voit